

Element des Flusses zu werden, so natürlich und neutral wie Schlick und Wasser. Dabei hielt ich nach Fischen Ausschau, sah aber nie welche. Während ich dort stand, fiel mir eine Geschichte ein, die Mutter einmal erzählt hatte, die Geschichte von einem uralten Flussgeist, der in dunklen Teichen und Strömen in der Wassernessel hauste. Er hieß Jenny Grünzahn, weshalb ich vermute, dass er im Buch eine Frau ist, aber ich malte mir immer eine Art Hermaphroditen aus, teils Frau, teils Mann, teils Fisch, ein Wesen, das mit dem Gewoge des Wassers unmittelbar verbunden war, das jedes Plätschern, jeden Spritzer spürte. In meiner Vorstellung besaß der Geist jenes besondere Fischgespür, das ihn selbst Regen als Getrommel am Rückgrat wahrnehmen ließ; er kannte den Unterschied zwischen gewöhnlichen Störungen der Oberfläche und den Schritten eines Kindes, dem Pochen eines stochernden Stocks. Im Buch wird er als runzlicher Unhold aus Haar und Knochen gezeigt, der aus dem Wasser auffährt, die langen Nägel und spitzen Zähne von Moos und Algen überzogen. Während meiner Ausflüge zum Fluss aber stellte ich ihn mir subtiler vor, unsichtbarer. Schnell wie ein Hecht griff er an und verschwand wieder in den Tiefen, doch gab es weder Geschrei noch Blut, kein unmittelbares Entsetzen. Trügerische Ruhe würde sich erneut am Fluss ausbreiten: Vögel würden singen, die Sonne durch die Wolken brechen. Das Opfer, ein Kind, ahnte nicht einmal, was passiert war. Es würde sich nach einer Weile langweilen und heimkehren; niemand würde eine Veränderung bemerken. Doch im Inneren, hinter der Fassade der Normalität, hatte die Veränderung längst stattgefunden. Nie würde das Kind wieder sein, wie es gewesen war. Es würde zu etwas Dunklem, Kaltem heranwachsen, zu etwas, das dem Fluss gehörte. Es würde Möglichkeiten sehen, die anderen entgingen, und sie ergreifen. Menschen sähen in ihm ein Ungeheuer, für das Kind aber wären sie nichts weiter als Phantome. Seine Welt unterschied sich von der ihren. In seiner Welt waren ihre Gedanken und Taten, ihre Urteile ohne Bedeutung.

In den Ferien und an schulfreien Tagen nahm Mutter mich mit, um Totes zu suchen. Anfangs war es allein ihre Idee: Sie wollte, dass ich mir anschaute, wie Dinge nach dem Tod aussahen, und sie überredete mich, indem sie ein Spiel daraus machte, eine merkwürdige Art des Versteckspiels. Jedes Tier, sagte sie, habe einen Ort, an den es sich, wenn möglich, zum Sterben zurückziehe; wenn wilde Tiere krank werden oder sterben, wollen sie allein sein und kriechen ins Unterholz, fort von Licht und Wind. Das einzig Tote, was ich bis dahin gesehen hatte, waren Fasanen und Igel auf der Straße ins Dorf gewesen, aber Mutter besaß ein Talent dafür, an den richtigen Stellen nachzusehen: Tiere, die ich bislang nur aus Büchern kannte, wurden zu echten Kadavern mit harten Klauen und winzigen, mit Blutschlieren bedeckten Zähnen; Fleisch, das ich anstupfen und

umdrehen, Fell, das ich streicheln, Fliegen, die ich aufscheuchen konnte, Kälte oder Wärme des Verfalls, die ich mit der Hand ertastete. Auf der Suche nach frischen Kadavern kehrten wir auch an die Schauplätze früherer Funde zurück. Immer gab es etwas Neues zu sehen, etwas seltsam Schönes – nicht nur im Sommer, wenn die Körper langsam verfielen, der Geruch schwer und kränklich, sondern auch im Herbst und im Winter, wenn sie wochenlang dalagen, tiefgefrorene Wühlmäuse auf dem Gras, kalt, unverändert, kleine Vögel unter den Hecken, die Beine lang ausgestreckt, die Augen faltig und zusammengekniffen. So eigenartig er auch war, schien vom Prozess der Verwesung doch etwas Heilsames auszugehen, fast, als würde das Tier erneuert oder gar rein, wenn es im Regen verblich, in der Sonne trocknete, langsam verschwand und nur einen fahlen, gelblichen Abdruck im Gras zurückließ, dem die Form noch eingeschrieben war und dem selbst ein bisschen Leben zuzukommen schien.

Nach einiger Zeit begab ich mich auch allein auf diese Jagden. Auf eine gewisse Art hatte ich zu glauben begonnen, es könne möglich sein, in diesen Prozess mit einbezogen zu werden, hatte auf primitive, abergläubische Weise die Vorstellung entwickelt, ich könnte ihn für meine Zwecke nutzbar machen, ihn mir durch kleine Opfergaben, vage Gesten der Wiederholung und des Einverständnisses gnädig stimmen. In der Schule führten wir ein Experiment mit Schimmel durch, versiegelten einen Kanten feuchtes Brot in einem Glas und stellten es an einen warmen Ort, um die lindgrünen und ockerfarbenen Lebensformen zu beobachten, die bald auf der Oberfläche wuchsen. Ich wiederholte dieses Experiment daheim, schraubte jeden Tag den Deckel des Glases auf, um das süßliche Parfüm neuen Lebens zu schnuppern, das der Verfall gebar, die schwarzen und silbernen Härchen zu betasten, zu sehen, wie sie zu Hunderten erblühten und wieder in sich zusammenfielen. Ich variierte den Glasinhalt: Zitronenschalen, Fleischstückchen, Kohlblätter, Eigelb – alles wurde auf unterschiedliche Weise zu etwas Neuem, und ich verfasste meinen eigenen Katalog vom Zersetzen und Zerfließen, von Mutterkornpilz und Schimmel, widerlichen Gerüchen, Zuckungen, Auflösungen. Eines Nachmittags zog ich eine Haarsträhne aus Mutters Bürste, legte sie in ein Papiertaschentuch und vergrub sie im Garten unter den Schwertlilien, damit der Regen sie in der kalten Erde unaufhaltsam verfaulen lassen und erneuern konnte. Im selben Jahr begann ich auch, Schädel und Knochen der gefundenen Kadaver zu sammeln und auf einem Bett aus Sägemehl in alte Schuhkartons zu legen, die ich mit Etiketten versah, auf denen Datum und Fundort festgehalten wurden. Ich glaube, selbst damals wusste ich, was ich tat, zugleich aber war es wie ein Spiel – als hinderte ich mich daran, vollends zu begreifen, dass diese Rituale, diese unbeholfenen Flirts mit Tod und Erneuerung meine kindlichen Versuche waren, Mutters Tod zu verhindern. Ich weiß noch, wie mir eines Nachmittags zum ersten Mal klar wurde, dass meine Mutter sterblich war. Natürlich hatte ich schon vorher gewusst, dass sie einmal

sterben würde, nur drang das nie richtig zu mir durch; der Gedanke an ihren Tod war mir immer vage und unvertraut geblieben.

Ich glaube, wir behalten Orte im Gedächtnis, an denen sich nie etwas ändert: ein Gartenschuppen, der Platz unter einer Brücke, die nach Urin stinkenden, mit Lumpen und Glassplittern übersäten Stufen zu einem alten Luftschutzbunker. Mag sein, dass man das, was an jenen Orten geschah, gern deutlich erinnern möchte, wenn man denn könnte; Szenen, die man unwillentlich auslöscht, Geschehnisse, die sich als Stummfilm in unsere Träume drängen, die man wachend aber abtut. Könnte man sich nur erinnern, wäre etwas wieder vollständig; selbst wenn die Erinnerung schmerzte, wäre sie doch besser als das Nicht-Wissen, das uns jahrelang prägt und behindert, das uns schwach und unentschlossen und zu von Angst bestimmten Wesen macht, unfähig, dem eigenen Leben in vollem Maße zuzustimmen. So lautet das Klischee des Psychologen, doch nehme ich es nahezu bedingungslos an. Ich habe keine klare Vorstellung von dem, was mir passiert ist, damals, an einem Sommertag, als ich draußen im Gras nach Kadavern fahndete. Ich sehe einen Mann in verschmutztem Anzug vor mir, der in Wiesenkerbel und wilden Geranien seltsam deplatziert wirkt. Ich sehe, wie er mich packt, mich an den Zaun presst und mir am Schritt herumfummelt – mehr aber ist nicht sicher, eine bloß fantasierte Tat, kaum überzeugender oder unmittelbarer als eine Szene aus einem Buch, einem Film. Ich habe nur eine einzige klare Erinnerung, nämlich die an eine überwältigende Machtlosigkeit, daran, mich nicht bewegen, mich nicht befreien zu können. Soweit ich weiß, sagte er kein Wort, und was auch geschah, es fand in aller Stille statt. Dann weiß ich noch, dass ich über die Weide nach Hause gelaufen bin und feststellen musste – diese Erinnerung ist absolut deutlich –, dass die Tür zu unserem ummauerten Garten verschlossen war und dass ich annahm, dies sei Teil einer Verschwörung, annahm, jemand hinter der Mauer halte zu dem Mann, der mich draußen geschnappt hatte. Ich schrie und hämmerte verzweifelt gegen die Tür, bis Mutter kam und sie öffnete. Sie stand da, sah mich fragend an, die Gartenschere in der Hand, und schaute ein wenig spöttisch drein, als sollte ich von selbst draufkommen, dass ich viel Lärm um nichts machte.

»Was ist?«, fragte sie nach einer Weile. »Du bist ja ganz dreckig.«

»Das Tor war zu.«

»Nun, deswegen musst du dich nicht gleich so aufführen. Du brauchst doch nur zu klopfen.«

»Ich war ausgesperrt«, wiederholte ich und konnte selbst hören, wie laut meine Stimme war, wie übertrieben heftig.

Sie schüttelte den Kopf.

»Geh rein und wasch dich«, sagte sie. »Du siehst aus wie etwas, das die Katze angeschleppt hat.«

Sie wollte gar nicht genau wissen, was passiert war, und ich glaube, schon damals fing ich an, das Geschehene aus meinem Gedächtnis zu löschen, es um ihretwillen wie um meinetwillen zu vergessen. Sie sah so sauber aus, so unberührbar, doch das Innerste dieser perfekten Hülle barg etwas Weiches, etwas, das sie nur mit Mühe bewahrte, so wie ein Krebs den weichen weißen Leib schützt, indem er permanent die Schale erneuert. Damals begriff ich zum ersten Mal, wie verletzlich sie war, und sie tat mir leid, fast, als hätte ich sie nicht gerade bei einer Lüge oder doch bei einem beschämenden Versuch der Selbsttäuschung ertappt.

Noch Monate später fürchtete ich, sie könnte krank werden und sterben. Also beobachtete ich sie aufmerksam, um eventuelle Symptome sofort zu erkennen: Wenn sie abends im Sessel ein Nickerchen machte, wenn beim Einschlafen ein Buch oder eine Gartenzeitschrift aus ihrer Hand glitt, weckte ich sie gleich wieder auf. Nachts stand ich vor Mutters Schlafzimmertür, um auf ihren Atem zu lauschen. Tagsüber, wenn ich in der Schule war, trug ich ihre Handschuhe in meiner Manteltasche mit mir herum und holte sie gelegentlich hervor, um mich zu vergewissern, dass sie noch da waren. Es war eines der Spiele, mit denen Kinder das Schicksal überlisten wollen – falls ich die Handschuhe verlor, würde Mutter sterben, solange ich sie aber behielt, konnte ihr nichts geschehen. Zusätzlich zu diesen Ritualen des Täuschens und Beschwichtigens machte ich es mir zur Aufgabe, die Namen sämtlicher Blumen in ihrem Garten aufzulisten, zuerst die Schwertlilien, die sie mehr als alle anderen schätzte, dann die übrigen Lilien, die Nelken, Rosen, Büsche und Kletterpflanzen, die an der Mauer zum Spalier gezogenen Obstbäume. Als ich damit fertig war, nahm ich mir etwas anderes vor, erstellte Listen wissenschaftlicher Begriffe und Ortsnamen in eigens dafür angelegten Notizheften, die ich unter meinem Bett aufbewahrte, gleich neben den Schuhkartons mit Tierschädeln.

Womöglich war meine Sorge angebracht. Aus irgendeinem Grund wurde es zu einem Jahr überraschender und unerklärlicher Todesfälle. Allein im Frühjahr mussten drei Kinder aus meiner Schule begraben werden. Es war seltsam, jemand Toten zu kennen: Ich weiß noch, dass ich ihre Geister um mich zu spüren glaubte, zugeknöpft, frisch gekämmt, Geister des Tageslichts, die in Regenmänteln und gefütterten Stiefeln nach Hause kamen, erstaunt, weil es ihnen nicht gelungen war, länger zu leben: Alana Fuller, die eines Nachts in ihrem Bett starb, zugedeckt und still; Stuart Gow, der nach Schulschluss vor den Augen der ganzen Klassen überfahren wurde; ein polnischer Junge, den Namen habe ich vergessen, der den Verletzungen erlag, die ihm sein betrunkenener Vater eines Abends während eines Wutanfalls zugefügt hatte. Und dann die Fremden: Männer, die bei einem Grubenunglück umkamen; der kleine, nicht identifizierte Junge, den man erwürgt und halb nackt in einem Graben an der Straße nach Weston fand. Der Tod aber, der mich am meisten faszinierte, war der einer Frau, die auf der anderen Seite des Dorfes gewohnt

hatte. Als man in ihr Haus einbrach, fand man sie halb verwest unter einem Schleier aus Schmeißfliegen. Seit Tagen hatte sie dort gelegen, reglos wie ihre seltsamen Talismane: die Schachtel voll mit Haaren im Schrank, die indischen Miniaturen, die Nachttischschublade voll mit Konfetti und Papierschnipseln. Ich weiß noch, dass ich dachte, wie wundervoll es wohl gewesen sein musste, jenen Raum zu betreten und sie dort inmitten des um sie versammelten Lebens zu finden.

Mutter starb nicht, jedenfalls nicht in jenem Jahr. Allerdings wurde sie im Herbst krank. Man rief den Arzt, und ich fing an, meine Liste auf Latein statt auf Englisch zu verfassen, da Latein mir das Gefühl gab, die Zeit sei vertraut, kontinuierlich, die gesamte Geschichte nur einen Augenblick weit fort, etwas, das ich von unserem Haus aus sehen konnte: eine Bewegung auf den Feldern hinter der Gartenmauer; ein weiches, sattes Geräusch wie Zwetschgen, die im Dunkeln zu Boden fallen, immerzu fallen und eins werden mit dem feuchten Gras. Die Welt, wie ich sie kannte, hatte nichts Mystisches an sich; nichts Übernatürliches, doch blieb da etwas Rätselhaftes, eine erkennbare Kraft, mit der ich meinte verhandeln zu können. So war das mit dem Latein. Es vertrieb jeden Gedanken an Übernatürliches und bewahrte zugleich das Rätselhafte; es definierte und klassifizierte, begrenzte aber nicht. Vielleicht ging meine Strategie auf: Mutter blieb mehrere Wochen krank, erholte sich dann jedoch, und das Leben verlief weiter wie zuvor.

Später, als sie tatsächlich starb, erappte ich mich dabei, dass ich jene Rituale wiederholte, wenn auch zu keinem anderen Zweck als dem, die Vergangenheit wiederaufleben zu lassen. Abends, sobald es kühl wurde, verließ ich allein das Haus, stocherte am Uferrand in Brennesseln und Springkraut und überquerte die Wiese, auf der Eulen jagten, hatte aber weniger Erfolg als mit Mutter. Meist ging ich einfach nur nach draußen, um im Freien zu sein, vom Wind berührt zu werden und zu fühlen, wie mein Körper nach der Tagwärme abkühlte. Manchmal fuhr ich auch zum Friedhof und betrachtete Mutters Grabstein. Als sie starb, hatte ich anfangs oft noch das Gefühl, sie sei in der Nähe: Das Haus verströmte ihren Parfümduft, ließ mich auch die übrigen Gerüche und Beschaffenheiten wahrnehmen, die ich mit Mutter assoziierte, Honig, Dünstobst, diverse Pülverchen. Denn auch wenn ich dieses Netz aus Geruch und Farbe bereits veränderte, war ich doch der Wahrer ihres Geistes; nichts von dem, was ich tat, konnte auch nur den geringsten Teil der komplexen Gegenwart dieses Phantoms ersetzen. Es war, als wäre sie noch da, in der Luft. Später dann zog sie sich zurück, und mir kam es vor, als wäre es der Grabstein, der diese Veränderung auslöste – als würde ich durch das Setzen dieses dauerhaften Andenkens ihr Leben langsam auslöschen, sie ins grenzenlose Reich der Märchen entschwinden lassen, von dem sie so gern erzählt hatte.